

Dorit Schneider

Ulrike Auga / Claudia Bruns / Levke Harders / Gabriele Jähnert (Hrsg.): Das Geschlecht der Wissenschaften. Zur Geschichte von Akademikerinnen im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt/New York: Campus, 2010.

337 S., ISBN 978-3-593-39148-9, 34,90 EUR

Auf dem Einband dieses kompakten Campus-Bandes ist ein Bild: zwei Köpfe, Frauengesichter? Beide mit Brille, doch die Augen niedergeschlagen. Möglicherweise noch etwas vor die Augen geschoben oder gebunden? Wollen sie nicht sehen? Können sie nicht? Oder dürfen sie nicht? Das Bild heißt „Der Heilige Berg“, geschaffen hat es die Berliner Dada-Künstlerin Hannah Höch. Mit diesem Bild sind das Thema und die Absicht des Bandes trefflich illustriert, thematisierte (und erlebte) Höch doch immer wieder die ungleichen Geschlechterverhältnisse ihrer Zeit.

Anlass für diesen Band ist das hundertjährige Jubiläum der Zulassung von Frauen zum Studium an preußischen Universitäten, das im Jahr 2008 mit drei Veranstaltungen begangen wurde. Die Essays in „Das Geschlecht der Wissenschaften“ behandeln in drei Abschnitten die historische und gegenwärtige Relevanz der Kategorie Geschlecht im Wissenschaftssystem.

Der erste Teil, „Wissen, Macht und Weiblichkeit“, wird eröffnet mit Friederike Hassauers erneut abgedrucktem Vortrag „Die schlaue Frauen. Dignitas, Auctoritas, Nobilitas. Ist die Wissenschaft geschlechtsreif?“ Hassauer fragt in diesem Text, dem man den Duktus einer Rede erfrischender Weise auch beim Lesen anmerkt, nach Erfolgen und / oder Misserfolgen der Frauen an Universitäten, in der akademischen Gemeinschaft. Dicht gedrängt erörtert sie theoretisch und illustriert durch zahlreiche Beispiele recht unkonventionell die Veränderung von Wissenschaft und Wissenschaftssystem in den letzten 100 Jahren.

Claudia Bruns geht einer „erstaunlich aktuellen Debatte unter Studentinnen der 1920er Jahre“ nach: „Vertreibt der weibliche Zugang zum Logos den Eros?“ Die Zunahme des Antifeminismus‘ in einer von der erstarkenden Frauenbewegung geprägten Zeit zeichnet sie anhand der Irritationen des Ideals kameradschaftlicher Gleichberechtigung durch die neuen Debatten um das Wesen wahrer Männlichkeit, um Logos und Eros in der bürgerlichen Jugendbewegung nach. In deren Folge hätten Frauen sich veranlasst gefühlt, komplementäre Konstruktionen von Weiblichkeit zu entwerfen, was ihnen erschwerte, sich gleichzeitig als intellektuelles Subjekt zu begreifen. Bruns zieht Parallelen zu ähnlichen Diskussionen in den 1970er Jahren, die allerdings bis heute aktuell seien. Denn es werde immer noch angestrengt um Möglichkeit einer Synthese von Eros und Logos für die Frau gerungen, was sie im zweiten Teil des Textes an den kontroversen Diskussionen um den „neuen Feminismus“ in den Feuilletons der letzten Jahre analysiert.

Es folgen Beiträge von Renate Hof („Merely Cultural‘? Geschlechterforschung und Kulturkritik“) und Susanne Baer („Interventionen in der Akademie: ‚Gleichstellung‘ in der Wissenschaft im 21. Jahrhundert“). Während Hof zeigt, wie wenig die Ergebnisse der Geschlechterforschung in die Kulturwissenschaften Eingang gefunden haben, weist Baer allgemein auf die Doppelbedeutung des „Frauenstudiums“ hin –

Studium der Frauen als Objekt und das Studieren durch Frauen – und zeichnet den Widerspruch zwischen der Rhetorik zur Gleichstellung an Forschungseinrichtungen (die kaum Wünsche offen lässt) und der weiterhin geschlechterungleichen Realität nach.

Der zweite Teil, „Von Aufbruch und Ausschluss“, vereint Beispiele aus den Anfangsjahren des Frauenstudiums bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. Patrizia Mazón skizziert in ihrem Aufsatz „Die erste Generation von Studentinnen und die Zulassung der ‚besseren Elemente‘ 1890-1914“ die historischen Rahmenbedingungen des Frauenstudiums in Deutschland. Anhand der erstaunlich schwer zu beantwortenden Frage, welche eigentlich die erste studierende Frau in Deutschland gewesen ist, schildert sie die geschlechterspezifischen Diskurse um Frauen und Studium ebenso wie die Hintergründe und hochschulpolitischen Strategien im Deutschen Reich. Abschließend wirft Mazón einen vergleichenden Blick auf das Frauenstudium in den USA.

Alexandra Tischel („Wissenschaft jenseits des Berufs – Teilhabe und Ausschluss am Beispiel der Germanistin Helene Herrmann“) und Silke Helling („Schlaglichter auf eine frühe Journalistin und politische Lobbyistin: Else Frobenius [1875-1952]“) beschreiben und diskutieren die unterschiedlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen zweier Akademikerinnen. Während Frobenius versuchte, „aus den vorgefundenen Rahmenbedingungen [den] für sich größtmöglichen Nutzen zu erzielen“ (S. 154f), sah sich die erfolgreiche Literaturkritikerin Herrmann als Jüdin mehrfacher Diskriminierung ausgesetzt, bevor sie in Auschwitz ermordet wurde.

In den folgenden Texten stehen zwei ‚Institutionen‘ im Mittelpunkt, die abseits der Universitäten, auch in politisch schwierigen Zeiten, Chancen zur Teilhabe an der Wissenschaft eröffneten. Welche Möglichkeiten der wissenschaftlichen Arbeit sich um die Wende zum 20. Jahrhundert durch außeruniversitäre Forschungseinrichtungen für Nachwuchswissenschaftler_innen ergaben und welche Unterschiede trotz vergleichbarer Startbedingungen für Männer und Frauen bestanden, schildert Petra Hoffmann am Beispiel der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Während die Akademie als Arbeitsort für Wissenschaftlerinnen mittlerweile etwas besser erforscht ist, mutet der Bericht Christiane von Oertzens über die Fluchthilfe der akademischen weiblichen Weltgemeinschaft zwischen 1933 und 1945 fast unglaublich an. Von Oertzen zeigt, dass der epochale Bruch des nationalsozialistischen Ausschlusses um eine transnationale Perspektive ergänzt gleichzeitig eine Geschichte des Aufbruchs in sich birgt. Die International Federation of University Women (IFUW), 1919 im Umfeld des Völkerbundes gegründet und bisher kaum systematisch erforscht, hatte sich die Formung einer internationalen weiblichen Elite zum Ziel gesetzt. Nach einer Darstellung der Gründung und des Engagements der IFUW zeigt von Oertzen, wie sich die Organisation nach 1933 in der Flucht- und Flüchtlingshilfe engagierte. Deutsche und österreichische Akademikerinnen und Wissenschaftlerinnen nutzten dieses internationale Netzwerk, um der Verfolgung entkommen und ihre Arbeit fortsetzen zu können.

Beschlossen wird der zweite Teil des Bandes mit einem Text über den Film „Studentin Helene Willfüer“, der 1956 in der Bundesrepublik entstand. Massimo Perinelli untersucht die Verfilmung im Hinblick auf das Geschlecht der Wissenschaften als

„erforschbares Archiv der Diskurse, aber auch der Wünsche, Ängste und Fantasien ihrer Zeit“ (S. 203).

Der dritte Teil, „Disziplinspezifische Mechanismen von Hegemonie und Dissidenz“, vereint fünf Aufsätze, die die Einschreibung von Geschlecht in die Strukturen, Mechanismen, Inhalte und Theorien einzelner Fächer disziplinhistorisch untersuchen. Einen neuen Blick auf einen der häufig zitierten Gegner des Frauenstudiums ermöglicht Falko Schnicke mit „Obrigkeit ist männlich‘ – Zur Systematik kultureller Suspendierung von Frauen in Treitschkes *Vorlesungen über Politik*“. Schnicke stellt ausführlich Treitschkes Argumente gegen das Frauenstudium dar, die nicht vorwiegend auf der Annahme beruhten, Frauen seien nicht zum Studium geeignet, sondern die in Treitschkes Gesellschafts- und Staatsauffassung verankert sind. Durch seine Vorlesungen an mehrere tausend Hörer weitergegeben, erwiesen sich Treitschkes Vorstellungen von der Geschlechterordnung als wirkungsvolles Instrument der Herrschaftssicherung.

Auch Christina Altenstraßer untersucht die Bewertungen und Äußerungen etablierter Professoren gegenüber Nachwuchswissenschaftlerinnen. Am Beispiel der Berliner Staatswissenschaften zwischen 1920 und 1933 zeigt sie den Zusammenhang von Habilitation und Geschlecht und resümiert, dass „Geschlecht genau dort verhandelt [wurde], wo sich Kriterien von Wissenschaftlichkeit konstituierten“ (S. 254).

Für American Studies und Geschichtswissenschaften in den USA sowie die Germanistik in Deutschland zeigt Levke Harders den Disziplinentwicklungen inhärente Ausschlussmechanismen und geschlechterspezifische Zuschreibungen. In allen drei dieser geisteswissenschaftlichen Fächer waren viele Akademikerinnen tätig, von denen sie eine – die Amerikanistin Mary C. Turpie – porträtiert.

Die beiden den dritten Teil und damit den Band beschließenden Texte widmen sich ganz unterschiedlichen Aspekten des Faches Theologie. Rajah Scheepers schreibt „Von der weiblichen Lust am Studium der Theologie – Frauen Gestalten Geschichte“. Sie stellt dar, wie Frauen im 20. Jahrhundert erstmals als akademisch gebildete Theologinnen Kirchengeschichte mitgestalteten und welche Rolle die historisch-theologische Genderforschung hinsichtlich der Geschichte, aber auch gegenwärtiger Prozesse spielen kann und sollte.

Welche unerwarteten Schwierigkeiten sich auftaten, als ost- und westdeutsche Feministinnen nach der Wende aufeinander trafen, und was dies im Besonderen für die Feministischen Theologien bedeutete, diskutiert Ulrike Auga. Sie stellt die beiden „Stiefschwestern“ – feministische Theologie in der Bundesrepublik und die kirchliche Frauenbewegung und feministische Arbeitskreise in der DDR – mit ihren Auseinandersetzungen um Diskurshoheiten sowie deren Folgen für die kirchliche und theologische Ausbildungslandschaft samt ihrer Institutionen in Berlin dar.

Die Literaturangaben nach jedem Beitrag, Abbildungen in einzelnen Texten, ein Personenverzeichnis und die biographischen Angaben zu den Autoren und Autorinnen im Anhang runden das Buch ab. Trotz der Vielfalt der Themen, ihrer Bearbeitung und Darstellung ergänzen sich die Beiträge, da die Bezüge aufeinander, Anregungen und Diskussionen wie ein unsichtbares Netz spürbar bleiben. Die historische Perspektive auf Exklusions- und Inklusionsmechanismen der akademischen Welt, auf

(sich wandelnde) Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit ebenso wie auf die fächerspezifischen Entwicklungen bereichern die aktuellen Diskussionen um die Geschlechterordnung der Wissenschaft.

Alexandra Pawliczek

Störgröße „F“. Frauenstudium und Wissenschaftlerinnenkarrieren an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin – 1892 bis 1945. Eine kommentierte Aktenedition. Herausgegeben vom Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien der Humboldt-Universität zu Berlin und der Projektgruppe Edition Frauenstudium. Berlin: trafo-Wissenschaftsverlag 2010. 552 S., ISBN 978-3-89626-895-2, 34,80 €

Frauenstudium und universitäre Curricula von wissenschaftlichen Pionierinnen im akademischen System Deutschlands vor 1945 sind mittlerweile keine unbekannte Größe. Einzel- und gruppenbiografische Arbeiten wie auch Studien zu einzelnen Universitäten und Universitätsdisziplinen tragen seit Jahren und Jahrzehnten dazu bei, die weißen Flecken auf diesem Gebiet der Wissenschaftsgeschichte zu beseitigen. Sie werden weitgehend vor der Folie eines traditionell männlich definierten Wissenschaftsbetriebes entwickelt und bleiben deshalb nicht selten aus der sozialhistorischen oder epistemologischen Gesamtgeschichte der Universitäten ausgeklammert. Fast so, als wäre die Geschichte der weiblichen Studenten, Dozenten oder Wissenschaftler ein Störfaktor – eben eine Störgröße, die nur in Ausnahmefällen und nur unter dem Blickwinkel des Geschlechts Berücksichtigung findet. Dennoch kann man keine universitätshistorische oder wissenssoziologische Arbeit schreiben, ohne diesen „Sonderfall“ mit einzubeziehen, so wenig wie man andere, über Jahre hinweg in der akademischen Welt benachteiligte Gruppen, sei es religiöser, sei es politischer Art, ausklammern kann. Oft genug findet man personelle Überschneidungen, die Frauen als *nur eine* „Störgröße“ in der Geschichte der deutschen Wissenschaft definieren. Geschlecht, Religion, politische Anschauung, Nationalität – dies alles waren jahrzehntelang Attribute, die das männliche, protestantische, staatskonforme und konservative Milieu der deutschen Universität auszuschließen vermochte. Daran, wie Universitäten mit diesen für das Wissenschaftssystem als gefährlich eingestuften Minderheiten umgegangen sind, kann das Wesen der Universität wie auch der Wissenschaft als liberale Idee komparatistisch erschlossen und nicht selten relativiert werden.

Und für diese Art der Komparatistik eignet sich die vorliegende Aktenedition ausgezeichnet. Sie illustriert mehr als fünf Jahrzehnte des Frauenstudiums an der zu jener Zeit größten und angesehensten deutschen Universität, welche einerseits als Beispiel für schrittweise Liberalisierung der akademischen Welt, andererseits aber auch für das dilatorische Beharren des Systems auf einer selbstreferentiellen Reproduktion betrachtet werden kann. Denn für beides haben die Herausgeberinnen und Bearbeiterinnen der ausgewählten Dokumente Beispiele gefunden und damit ein breit gefächertes und detailreiches Bild der Situation von Frauen an der Hauptstadtuniversität von der ungeduldigen Duldung im 19. Jahrhundert über eine Fast-

Gleichberechtigung während der Weimarer Republik bis hin zur Zurücknahme einiger bereits zugestandenen Bildungsprivilegien während der NS-Zeit gezeichnet. Diese Auswahl bewirkt, dass sich die kommentierten Originalquellen spannender lesen als jede Monografie zum Thema Frauenstudium. Und dies nicht nur, weil die Geschichte der weiblichen Bildung an der Berliner Universität als exemplarisch betrachtet werden kann und keineswegs nur für die Geschichte der Hauptstadt-Universität Relevanz besitzt. Die überaus späte staatlich-rechtliche Etablierung des Frauenstudiums in Preußen, wo 12 von insgesamt 22 (später 24) deutschen Universitäten zu finden waren, die Arbeits- und Studienbedingungen der Studentinnen und Absolventinnen, die Auswirkungen der NS-Politik auf ihren Alltag und ihre Berufschancen spiegeln sich in den Berliner Dokumenten wider und besitzen doch nicht nur für Berlin Bedeutung und Aussagekraft.

Die Dokumente sind chronologisch geordnet und dabei in zwei große Blöcke – das Kaiserreich und die NS-Zeit – unterteilt. Die universitären Schanzen wurden schließlich in einer chronologischen Abfolge erobert, wobei das Tempo der Eroberungen immer schneller wurde. In einem Kurzabriss bzw. Schnelldurchgang werden die jeweiligen Schwerpunkte der Geschichte der Frauen an der Berliner – und nicht nur Berliner – Universität durch kurze und prägnante Einführungen ergänzt, welche die Hintergründe der präsentierten Dokumente erhellen und diese in den größeren historisch-politischen Zusammenhang einordnen.

So findet man im ersten Teil der Zusammenstellung zunächst Lebenszeugnisse der ersten Ausnahme- und Gasthörerinnen, der ersten promovierten, später immatrikulierten Studentinnen, der ersten Assistentinnen und schließlich Dozentinnen. Auch der Berufssituation der ersten Akademikerinnen, ihrer Förderung und Organisation in Studentinnenvereinen wird Aufmerksamkeit gewidmet. Neben den Stellungnahmen der Fakultäten zum Immatrikulationsrecht für Frauen um 1900 und dem ministeriellen Erlass auf Zulassung von Frauen zum Studium 1908 ist auch der Lebenslauf von Hedwig Dohm zu finden, einer der ersten Hörerinnen in Berlin 1895, von Hedwig Hintze (Guggenheimer), der ersten Historikerin in Berlin (und zweiten in Deutschland), oder die Habilitation der Biologin Paula Hertwig, der ersten Dozentin der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin 1919, kurz nachdem die Weimarer Verfassung durch die gesellschaftliche Gleichstellung von Frauen auch ihre Zulassung zum Universitätsdozentenberuf festschrieb. Bis 1933 war sie eine von nur 14 Frauen geblieben, die diese Position in Berlin erreichten.

Der zweite Teil der Edition dokumentiert die politischen und rassistischen Maßnahmen des ab 1933 errichteten Regimes, die Ausgrenzung von Frauen mit Hilfe des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums (BBG) und des Gesetzes gegen die Überfüllung der Hochschulen, von denen Studentinnen und Dozentinnen zunächst stärker als ihre männlichen Kollegen betroffen waren, da sie von den in den Gesetzen eingeräumten Ausnahmeregelungen meistens ausgenommen waren. Die Propagierung neuer – bzw. alt-traditioneller – Frauenbilder, ihre erneute Eingrenzung auf die Rolle der Frau als Ehefrau und Mutter, als Trägerin der nationalen Einheit und Zukunft erschwerte zudem das Fortkommen und das Verbleiben im akademischen System, dessen konstituierendes Prinzip auf scharfer Konkurrenz basierte. Die frei werdenden Stellen wurden schnell wieder besetzt und die Begren-

zung der Studentinnenzahl auf 10% erleichterte auch für männliche Kommilitonen die Studiensituation. Die rassistisch bedingten Entlassungen und Relegationen betrafen Akademikerinnen im besonderen Maße: Sowohl unter den Studentinnen als auch den Dozentinnen waren proportional viele als „nichtarisch“ eingestuft worden. Allein 6 der 14 Dozentinnen mussten 1933 die Berliner Universität verlassen. Bezeichnenderweise änderte sich die Haltung des NS-Regimes gegenüber den Akademikerinnen etwa nach 1936. Der Arbeitskräftemangel, der während des „totalen Krieges“ seinen Höhepunkt fand, machte Frauen zu Trägerinnen der wirtschaftlichen Funktionalität und ließ sie erneut durch die Pforten der Hohen Schulen eintreten. Einige von ihnen taten es, obwohl sie dem politischen System skeptisch bis oppositionell gegenüber standen; einige bezahlten für diese Opposition mit ihrem Leben.

Auch dieser zweite Quellenteil vereint sehr unterschiedliche Dokumente: ministerielle Verordnungen als Rundschreiben, Fragebögen einzelner Studentinnen über Herkunft und politische Betätigung (die so genannten kleinen und großen Fragebögen zum BBG), Anschreiben der Betroffenen an die Fakultäten, Listen der aus politischen bzw. rassistischen Gründen relegierten Studentinnen neben Lebensläufen von Promovendinnen, Habilitationsangelegenheiten und Ernennungen zu außerordentlichen Professorinnen.

Es handelt sich dabei vornehmlich um universitäre Akten, das heißt also um Dokumente, die sich heute im Archiv der Berliner Humboldt-Universität befinden. Auf den Abdruck von behändigten Ausfertigungen, die im Bestand des preußischen Kultusministeriums im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz zu finden sind, wurde verzichtet. Dies hat zur Folge, dass Schreiben des Rektors bzw. der Fakultäten an das Ministerium als Entwürfe vorliegen, aus denen der Prozess der Entscheidungsfindung und -formulierung abgelesen werden kann, und die glücklicherweise in eine gut lesbare Form gebracht wurden unter „Verbannung“ von Korrekturen und Streichungen in den kritischen Apparat.

Ergänzt wurden die abgedruckten Transkriptionen um einen quellenkritischen Apparat, der die Besonderheiten der Originale sowie Kurzbiografien der erwähnten Personen und Literaturhinweise umfasst. Trotz ihres Umfangs beeinträchtigen diese Ergänzungen nicht die Lesbarkeit der Dokumente; vielmehr erleichtern sie die Einordnung der Betreffenden und der handelnden Akteure in den gesamtuniversitären Zusammenhang. Abgerundet wird die Edition durch ein 70 Seiten umfassendes biografisches Verzeichnis aller in den Quellen genannten Personen, über die biografisches Material zu finden war. Eine willkommene Vervollständigung bieten zudem eingefügte Faksimiles einzelner Dokumente, die einen Bezug zwischen der Originalquelle und ihrer editorischen Interpretation herstellen.

Sowohl die Auswahl der präsentierten Dokumente wie auch deren detailreiche Bearbeitung macht die vorliegende Edition zu einem wichtigen Hilfsmittel, nicht nur für Universitätshistoriker und nicht nur im Jubiläumsjahr der Berliner Universität. Sie zeigt die Möglichkeit auf, vergleichende Studien auf Gebieten voranzubringen, die bisher weniger Aufmerksamkeit genossen hatten – die Quellen dafür sind vorhanden. Auch kann die Dokumentensammlung durch weitere ergänzt werden; zwei *Desiderata* benennen die Herausgeber selbst. Zum einen mussten sie aus arbeitstech-

nischen Gründen auf die Fortführung der Edition für die Zeit nach 1945 verzichten; zum anderen könnten die Karrieren der „akademischen Frauen“ mit denen ihrer männlichen Kollegen und Kommilitonen quellenkritisch verglichen werden. Vielleicht werden weitere Quelleneditionen also folgen – wünschenswert wäre das.

Der Arbeitsaufwand hätte es bei einem so großen Projekt vermutlich kaum gerechtfertigt, in den quellenkritischen Apparat auch aufgelöste Kürzel und eruierte Unterschriften unter den handschriftlichen Vermerken aufzunehmen, obwohl dies das Handeln des Ministeriums und der Universitätsverwaltung oft bedeutend erhellen könnte. An anderen Stellen will es nicht recht einleuchten, warum zum Beispiel der Name des Leiters der Hochschulabteilung Otto Naumann (1852-1925) nicht um biografische Angaben ergänzt werden konnte (Dokument 59, S. 145). Bedenklicher erscheint jedoch, dass ein Vergleich zwischen den abgedruckten Faksimiles und den offerierten Transkriptionen einige – nicht immer bedeutungslose – Abweichungen offenbart. Illustriert sei dies am Beispiel des Dokuments 23, einer ministeriellen Genehmigung des Antrags des Professors Waldeyer zum Ausschluss von Studentinnen von seinen Vorlesungen (S. 84f.), gerichtet an den Rektor und den Senat der Universität und im Rektorsbüro präsentiert. Auf dem Schreiben wurde handschriftlich vermerkt, was damit weiterhin geschehen solle: Es handelt sich hierbei keineswegs um eine handschriftliche „Notiz“ des Sekretärs des Rektors Stumpf, obwohl unter dieser ungenauen Bezeichnung nahezu alle schriftlichen Amtshandlungen subsumiert werden könnten; vielmehr ist dies der Entwurf einer Verfügung über die Vorlage des Schreibens beim Senat, bei der Quästur sowie bei der medizinischen Fakultät, und zwar unter Beifügung – nicht „Verfügung“ – einer Erklärung des Herrn G[eheimen] R[at]s – nicht des „Herrn P. Dr.“ – Waldeyer. Vielleicht sind die hier angeführten Fehlinterpretationen für das Verständnis der Quelle sekundär – man kommt aber nicht umhin, nach der Sorgfalt bei der Transkription der übrigen Schriftstücke zu fragen.

Da es sich um eine Auswahl von Dokumenten handelt, bleibt bei konkreteren Fragen der Gang ins Archiv der Humboldt-Universität zu Berlin nicht immer erspart. Die Edition erleichtert einen solchen Gang aber erheblich und macht ihn außerordentlich schmackhaft.

Jill Philine Scherneck

Christine Bauhardt / Gülay Çağlar (Hrsg.): Gender and Economics: Feministische Kritik der politischen Ökonomie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2010 (Gender und Globalisierung). 308 S., ISBN 978-3-531-16485-4, 24,90 EUR

Die Gestaltung eines nachhaltigen und geschlechtergerechten Wirtschaftssystems ist eine zentrale Herausforderung des 21. Jahrhunderts. Diese Tatsache stellt die ökonomische Forschung vor neue Aufgaben. Dass sich die feministische Kritik an der politischen Ökonomie dieser Anforderungen nicht nur längst angenommen hat, sondern mit zahlreichen Theorien und Modellen Rede und Antwort steht, zeigt der Sammelband *Gender and Economics: Feministische Kritik der politischen Ökonomie*.

Der von *Christine Bauhardt* und *Gülay Çağlar* herausgegebene Sammelband ist ein hervorragendes Orientierungswerk der Makroökonomie jenseits traditionellen ökonomischen Denkens. Er bietet eine differenzierte Grundlage zur feministischen politischen Ökonomie, und zeigt zugleich alternative Perspektiven auf Handels-, Sozial- und Wirtschaftspolitik auf.

In ihrem einleitenden Beitrag gibt *Irene van Staveren* einen Überblick über die aktuellen Theoriediskussionen in der feministischen Ökonomik. Sie beleuchtet die Schnittstellen der heterodoxen und feministischen Theorieansätze und vermittelt die aktuellen methodologischen Trends. Sie stellt folgende Schlüsselthemen der feministischen Ökonomieforschung verständlich dar: die Care-Ökonomie und unbezahlte Arbeit; Gender und Handel sowie den Nexus zwischen Effizienz, Wachstum und Gender. In allen Bereichen verdeutlicht sie, wie Gender mit der Ökonomik in wechselseitiger Beziehung steht.

Reproduktion und Care-Ökonomie

Im ersten Teil des Sammelbandes *Gender und Economics* steht die feministische Ökonomiekritik im Sinne der Reproduktion und Care-Ökonomie im Fokus. Insbesondere das von *Adelheid Biesecker* und *Sabine Hofmeister* ausgearbeitete Konzept der (Re)Produktivität ist hier von Bedeutung. Die Autorinnen zeigen, dass das Zusammendenken der für die feministische und ökologische Ökonomik zentralen theoretischen Kategorien Produktivität und Reproduktivität ein Neudenken des Ökonomischen ermöglicht. Traditionell werden sowohl Naturproduktivität als auch sozial weibliche Produktivität durch die ökonomische Bewertung abgespalten und unsichtbar gemacht. Gleichzeitig werden sie in der ökonomischen Verwertungspraxis vollständig vereinnahmt. Diese Abspaltung, so die Autorinnen, stellt auch den Hintergrund der momentanen sozial-ökologischen Krise dar. Ein umfassendes Konzept der (Re)Produktivität eröffnet einen analytischen Rahmen, in dem Geschlechtergerechtigkeit und Nachhaltigkeit zusammen gedacht werden können. Dieser Rahmen wird dem von beiden Konzepten geforderten Integrationsanspruch gerecht. *Mascha Mädorin* konkretisiert die volkswirtschaftliche Bedeutung der Reproduktivität anhand der Analyse der Sorgearbeit im Gesundheits- und Sozialwesen. Sie fragt nach der Messbarkeit der Qualitäten dieser Arbeit in der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung. Auch *Shahra Razavi* verdeutlicht anhand ihrer Untersuchung der Wiederbelebung der Sozialpolitik im globalen Süden, wie nicht-marktförmige Reproduktionsarbeit in sozialpolitischen Entscheidungen ausgeblendet wird. Anhand praktischer Beispiele aus den Bereichen Gesundheits-, Renten- und Familienpolitik zeigt sie, dass die sozialpolitische Korrektur von ökonomischer Strukturierung nicht automatisch dem Ziel der Geschlechtergerechtigkeit dient.

Spannend ist auch der vierte Artikel des ersten Teils des Sammelbandes: *Ingrid Robeyns* geht dem umstrittenen Konzept des bedingungslosen Grundeinkommens aus geschlechterpolitischer Perspektive auf den Grund. Das Grundeinkommen geht ihrer Meinung nach nicht automatisch mit der ökonomischen Inwertsetzung und Anerkennung der sozialen Reproduktionsarbeit einher. Vielmehr hängt der geschlechtergerechte Zugewinn eines Grundeinkommens von seiner Gestaltung in

Beziehung zu dem Bildungs- und Sozialwesen des Staates ab. Hier gilt es den möglichen, mit dem Grundeinkommen einhergehenden Wegfall von Sozialpolitiken, welche bislang Geschlechtergerechtigkeit voran gebracht haben, in den Blick zu nehmen.

Transdisziplinäre Sichtweise auf zentrale Konzepte der Ökonomik

Im Unterschied zu bisher vorliegenden Publikationen zur feministischen Ökonomik nehmen die Beiträge des zweiten Teils des Buches nicht nur eine feministisch-ökonomische Perspektive ein, sondern diskutieren diese Konzepte aus unterschiedlichen disziplinären Zugängen. So wird der homo oeconomicus aus subjekttheoretischer und post-kolonialer Perspektive von *Friederike Habermann* untersucht. Sie zeigt auf, dass die für die neoklassische Wirtschaftstheorie so bedeutende „Robinson-Crusoe-ähnliche“ Figur zeitgleich mit der Identitätskonstruktion des weißen, männlichen Bürgers verknüpft ist. Darüber hinaus fragt sie, welche Anforderungen an eine feministische Ökonomie und für emanzipatorische Theorie generell daraus entstehen, Identitäten nicht als unabhängig von, sondern als verwoben mit Wirtschaft und Wirtschaftstheorie zu fassen. *Edith Kuiper* erzählt eine „Herstory of the Notion of Exchange in the History of Economics“. Sie beschäftigt sich mit der ökonomischen Bedeutung des Tausches sowie seinem Wert und Nutzen für die feministische Ökonomik. Sie erweitert den Begriff des Tausches konzeptionell und schließt mit Empfehlungen für den Gebrauch eines umfassenderen Verständnisses von Tausch ab. Der kulturwissenschaftliche Artikel von *Eva Boesenberg* analysiert die Darstellung von Finanz- und Geschlechterfragen in US-amerikanischen Romanen seit den 1980ern. Sie stellt die Konstruktion von Geld und Geschlecht in Erzählungen männlicher Autoren den Darstellungen von Ökonomie und Geschlecht in Texten von Autorinnen gegenüber. Die untersuchten Texte machen deutlich, dass Geschlechtergerechtigkeit nicht nur eng mit dem Zugang zu (mehr) Geld verbunden ist, sondern dass das kulturelle und visuelle Kapital, d.h. die Macht der wirkmächtigen Sprache und des Blickes, genauso wichtig ist.

Wirtschaftspolitische Beiträge der feministischen Ökonomik

Die Bereicherung eines Blicks aus feministisch-ökonomischer Perspektive auf aktuelle wirtschaftspolitische Problemlagen wird in dem letzten Teil des Sammelbandes besonders deutlich. *Diane Elson* analysiert Veränderungsprozesse globaler Arbeitsmarktpolitiken mit Augenmerk auf den globalen Süden. Sie zeigt, wie Geld- und Fiskalpolitik auf der Makro-Ebene geschlechtsspezifische Auswirkungen hat. Zudem gibt sie Empfehlungen für eine Realisierung von Arbeitsmarktpolitik auf Mikro-, Meso- und Makroebene, welche dem Leitbild des „decent work for all“ entsprechen. *Friederike Maier* stellt dar, wie die Wirtschafts- und Beschäftigungspolitik der Europäischen Union implizit dem selbst formulierten Ziel der europäischen Gleichstellungspolitik widerspricht. Sie hebt hervor, dass die einseitige Ausrichtung der Wirtschaftspolitik auf Preisstabilität, Haushaltskonsolidierung, Privatisierung und Liberalisierung öffentlicher Dienste einerseits sowie Deregulierung und Flexibilisierung andererseits verbunden sind mit einem Stillstand der Gleichstellungspolitik. *Brigitte Young* knüpft mit ihrem Artikel direkt an die Ursprünge der Weltwirtschaftskrise, der

sogenannten Subprime Crisis, an. Sie zeigt, wie Gender als interdependente Kategorie mit „class“ und „race“ die Struktur der Finanzarchitektur prägt. Frauen und ethnische Minoritäten erhielten durch Subprime-Kredite zu ungünstigen Konditionen Zugang zum Immobilienmarkt. Als Konsequenz des Immobiliencrashes werden sie als Schuldner_innen besonders für ihr Kreditaufnahmeverhalten gebrandmarkt.

Der Sammelband schließt mit einer Analyse von *Gülay Çağlar* über die politische Einflussnahme transnationaler Wissensnetzwerke im Feld der internationalen Wirtschafts- und Handelspolitik. Die Autorin fragt, wie sich in diesen Politikbereichen ein geschlechterpolitisches Themen- und Handlungsfeld herausbilden konnte. Zunächst zeichnet sie eindrücklich nach, wie feministische Ökonominen über ein von ihnen gegründetes Wissensnetzwerk politisch agieren. Dann skizziert sie, wie seit den 1990er Jahren die Forderungen der feministischen Ökonominen Niederschlag in der Agenda multilateraler Organisationen wie der Weltbank finden. Sie hebt die politischen Rahmenbedingungen, unter denen die Forderungen in den globalen Diskurs eingebracht und von multilateralen Organisationen aufgegriffen wurden, hervor. Die Autorin lässt erkennen, dass die zunehmende Sichtbarkeit der Forderung nach einem „Engendering“ gleichzeitig mit dem Ringen um dessen thematische Verortung innerhalb von *Global Economic Governance* Strukturen einhergeht. Die Autorin konstatiert, dass geschlechterpolitische Fragen in Bezug auf wirtschafts- und handelspolitische Probleme zwar diskutiert werden, diesen jedoch von internationalen Organisationen eher eine soziale als ökonomische Bedeutung zugewiesen wird. Mit diesem Abschlussartikel ermöglicht die Autorin den Leser_innen, das vorher Gelesene direkt in den relevanten Politik- und Forschungsrahmen zu stellen und die Dynamiken dieses Rahmens zu erfassen.

Das prägnante Orientierungswerk wesentlicher Themenbereiche der feministischen Ökonomik zeichnet sich durch seine sehr reflektierte Darstellung der systematischen Kritik von Theorien und Modellen des traditionellen ökonomischen Denkens aus. Die interdisziplinäre Herangehensweise des Buches sowie das Aufzeigen von Perspektiven für eine nachhaltige und geschlechtergerechte Politikgestaltung regen sehr zur weiteren Auseinandersetzung mit wirtschaftspolitischen Themen an.